

gerodeten Wurzeln im Walde etc.), die so oft in ornithologischen Zeitschriften und ornithologischen Büchern zum Zwecke des Vogelschutzes aufgetischt und den Forstleuten zur Beachtung empfohlen werden, kollidieren fast immer mit dem forstlichen Interessen (die denn doch noch um ein gut Stück wichtiger sind als die ornithologischen) und zeigen, dass dem „Antragsteller“ aber auch jede forstliche Kenntnis durchaus abgeht.

Die Vögel am Futtertische des Aberglaubens.

Von Albert Sprenger in Berlin.

Es ist ein Strauss aus mannigfaltigem Pflanzenwerk, der da im Laufe von Jahrtausenden aus dem fruchtbaren Erdreich des Volksgemütes hervorgewachsen ist, der alle Menschenklassen berührende oder durchziehende Aberglaube. Wohl denkt man, wenn man nur diesen schon anrühigen Ausdruck hört, in der Regel an allerlei Fantasiegebilde aus dem Reiche des schaffenden Menschengestes, die die Attribute „lächerlich, einfältig, dumm, unfreundlich, finster und grausam“ an der Stirne tragen. Aber nicht alle sind dieser Art; der dargebotene Strauss zeigt nicht nur Gräser und Gelaub mit versteckten Giftbeerlein und knorpeligen Dornen, auch sinnige Blüten wachsen daraus hervor, Goldkörner des Volksgeistes im Gewande farbenprächtiger Mythen und Sagen, umkränzt von dem Epheu poetischer Naturauffassung.

Manche nützliche Lehre, die der Mensch von seinesgleichen kaum annimmt, weil ihm die Notwendigkeit ihrer Aufstellung nicht plausibel genug gemacht werden kann, wurde zum Glaubenssatze gestempelt, weil sie im Gewande des Aberglaubens oder unter den schützenden Fittichen der Religion auftauchte.

„Lege das Messer nicht rücklings auf den Tisch“, warnt der Vater das Kind, „du könntest dich leicht an der nach aufwärts gerichteten Schneide verletzen!“ Die Mahnung wird momentanen Erfolg haben; Gleichgültigkeit, Vergesslichkeit und geringe Erfahrung des Kindes werden diesen nach kürzerer oder längerer Zeit wieder aufheben. Doch spricht der Vater zu dem süddeutschen Landkinde, das wie andere Naturmenschen Abstraktes nach Kräften personifiziert, in dessen Geist

selbst die allgegenwärtige Gottheit konkrete Form angenommen hat, wird dieses Kind gewarnt: „Hüte dich, das Messer mit der Schneide nach aufwärts auf dem Tische liegen zu lassen; der Heiland fällt hinein!“ So wird es dem Gebote folgen, als hätte es dasselbe im Katechismus gefunden.

Dies ist nur Beispiel, ein Brauch aus Allemannien, wie der Aberglaube oder meinetwegen, religiöses Empfinden, einen guten Rat zu einem Gesetze machen kann. Unzählige ähnliche Fälle liessen sich anführen.

Wie dabei indirekt für das Wohl des Menschen gesorgt, ein Unheil von ihm abgewendet wird, so können Aberglaube und Religion auch das Tier in Schutz nehmen. Dieses wird sanktioniert, indem es zum Boten, zum Begleiter, zum Diener der Gottheit gemacht wird, und dieses Verhältnis macht den Schutz des Schutzbedürftigen zur religiösen Pflicht. Der Geier reinigt die Strassen der morgenländischen Städte von Unrat, er vertilgt Heuschrecken: er gilt dem Araber als unverletzlich: Gott habe ihn zum Wohle des Menschen auf die Erde gesandt. Und diese teleologische Auffassung, dass so vieles in der Welt nur dazu bestimmt sei, im Dienste des Menschen zu wirken, und dass die Gottheit diese Einrichtung geschaffen habe, diese Vorstellung lehrte das Werkzeug Gottes achten, ehren und schützen. Und tat man diesen etwas Gutes, nun so galt es als gutes Werk, das Gott im Schuldbuche des Menschen ins „Soll“ eintrage. Vögel und Fische lässt der Ostasiate aus diesem Grunde der Gefangenschaft entrinnen, und ein mächtiges Bauwerk ist die noch weiter gehende Tierverehrung der Indier. Diejenige der Buddhisten zeitigte ähnliche tierfreundliche Einrichtungen, weil der Vater dieser Lehre Mensch und Tier gegenüber zwar nicht gleich dachte, wohl aber gleich fühlte, und diese seine Anschauung zeitigte eine Reihe von Allgemeingesetzen nicht nur für die Menschen, sondern für alle lebenden Wesen.

Dadurch nun, dass dem Tiere eine höhere Stellung angewiesen wurde, als es ursprünglich einnahm, dass es geheiligt, verhimmlicht wurde, kam es zu mehr oder weniger intensivem Schutz, der sich absichtlich oder unabsichtlich auch auf die Ernährung der Tiere erstreckte, also nicht passiven, sondern auch aktiven Charakter trug.

Schon die tägliche Beobachtung zwang den Menschen, das Tier zu ernähren, nur aus dem Grunde, damit es arbeitsfähig sei und bleibe und so dem Herrn der Schöpfung Nutzen abwerfe. Aber bekanntlich wird gerade in diesem Punkte noch heutzutage viel gesündigt, stark gespart: Der Herr zeigt den Bauch, sein Ross die Rippen. So war und ist es vornehmlich in germanischen und romanischen Landen. Erst die Neuzeit hat das Fühlen für die Tiere mächtig gehoben, und der Satz: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehs“ wird sogar vielfach aus menschlichem Fühlen und nicht nur materieller Rücksichten halber gehandhabt.

Und so wird reine Menschlichkeit dem hungrigen Tiere zu immer noch viel ausgiebigerer Futterquelle, als diese in der vielgerühmten guten alten Zeit geschaffen wurde. Wer hätte da sich um des Nachbarn Mähre und ihre Verproviantierung gekümmert? Was scherte es die Behörde, ob des Heinzen Hund statt Futters ungezählte Prügel kriegte. Wer dachte da an ausgiebige Winterfütterung der Vögel und des Haarwildes? Diese gewichtigen Fragen blieben auf Europas Boden ohne Antwort. Nicht so war es in manchen anderen Erdstrichen, namentlich in Asien, im fernen Osten bei den „blinden Heiden“, wie sie Pinto nennt. Der Japaner empfiehlt zur Heilung des bösen Tieres nicht Prügel, sondern Futter, und „ein magerer Hund“ ist ihm die Umschreibung für das Wort: „Es ist ein schlechtes Zeichen“. Und das chinesische Sprichwort sagt: „Ein hungriger Bär tanzt nicht“.

Man hat den Tieren in Ostasien besondere Räume in Tierhospitälern und Tempeln angewiesen, wo sie bis zu ihrem Ende gefüttert und gepflegt werden, zur Ehre Gottes und seines Gesandten, Buddha. Hähne und Hühner, Papageien und Raubvögel bekommen hier das Gnadenbrot. Noch weiter östlich findet sich diese durch die Religion geheiligte tierfreundliche Auffassung: In einem im Anfange des letzten Jahrhunderts abgefassten hawaiischen Manuskripte wird aus dem alten Hawaii erzählt, dass da Schweine und Hunde mässten, wie Hühner füttern als ein gutes Werk galt (Bastian).

Da war also der pflichtmässig zu bestellende Futtertisch der Haustiere dafür eingerichtet, dass das Korn in der Tenne und der Reis auf dem Boden nicht abnehmen. So mag eine einzelne Hand aus religiösen

Rücksichten noch oftmals einem hungrigen Tiere Futter spenden. Aber doch hat diese Religion, welche diese Wohltat des bedürftigen Lebewesens wegen unternimmt, die kleinste Verbreitung; in unseren Landen ist sie erst im Wachsen begriffen. Der Egoismus des Menschen ist die Haupttriebfeder, seine Mitgeschöpfe zu schirmen: Er dankt dadurch der Gottheit, welche ihm Schutz verlieh; er bittet sie um ihre Gnade, wie auch er dem Tiere Gnade erweist. Die Furcht lässt ihn den Opferaltar besteigen, um guten und schlimmen, lichten und finsternen überirdischen Mächten zu opfern. Es ist dies das Gebiet, wo Religion und Aberglaube sich die Hand reichen — und wo auch der Tierwelt am ehesten ein Bissen abfällt, selbst bei Völkern, die für sie nicht das Geringste tun, nur Nutzen aus ihr ziehen.

Die Vögel zehren an manchen Arten von den Früchten, welche Religion und Aberglaube auf ihre Altäre legen. Es gibt Völker, welche als Opferspeisen ausschliesslich Vegetabilien wählen, andere räumen diesen eine weitgehende Verwendung ein. Auf besonderen Opferplätzen, nicht nur in Tempeln, auch im Freien, auf einem Dorfplatze, unter einem geheiligten Baume, im Walde opfert und opferte man bei allen Völkern. Und das Beste an der Sache war: Die Vögel des Himmels, gross und klein, rückten heran und schnabulierten nach Herzenslust an der improvisierten Tafel; und rückten dann die opfersüchtigen Gläubigen heran, so war das Futter verschwunden; die Gottheit war befriedigt. Solche Opfer werden z. B. von den Malgaschen für den auch da gefürchteten Teufel an entlegenen Waldstellen ausgesetzt, und die Leute sind dann glücklich, wenn die Vögel und wilden Tiere damit aufgeräumt haben, da sie meinen, die Speisen seien an die richtige Adresse gelangt (Verhandl. d. Gesellsch. f. Erdkunde, Bd. X, S. 471). In ähnlicher Weise erquicken die Dajaks den Dämon des Waldes, die Igoroten auf Luzon den Wassergott, manche Slavenstämme den Herrn der Ernte und der Saaten. Ist bei den Inneretiern, einem vielköpfigen Volksstamme im Kaukasus, ein Kind genesen, so wird das dem „Catonebi“, dem unsichtbaren Geist, behufs der Heilung schon früher geweihte Huhn gebraten; dann werden verschiedene Kuchen gebacken und die ganze Mahlzeit im Walde an einer einsamen Stelle ausgesetzt. Wehe dem, der sie, und wäre es auch nur aus Versehen, mit sich nach

Hause nehmen würde: Schreckliche Verheerung würden Krankheit und Tod in seiner Familie anrichten, lautet das Urteil des Volkes, das damit unbewusst Raben und anderes Gevögel begünstigt (Globus, Bd. LXXX, S. 304).

Da ich einstens in der deutschen Kneipe eines von vielen Serben bewohnten Dorfes weilte, da kamen während des ganzen Vormittags Weiber und Mädchen die Menge, um „Raki“ zu kaufen oder auch Wein und etwa eine Semmel. Es sollte nämlich an dem Tage ein Begräbnis stattfinden, und dabei wird auch dem ins Grab gebetteten Toten Speise und Getränk gereicht, d. h. durch ein Loch in der Nähe des Kreuzes in den Boden geschüttet. Aber den Grossteil essen die lustigen Leidtragenden selber; der Tote kann nur davon nippen. Etwas besser kommt er, d. h. sein tierischer Stellvertreter, bei andern Völkern weg, denn der Gebrauch, am Grabe des Toten zu schmausen oder Opfer Speisen auszustellen, hat eine weite Verbreitung. Ist bei den Permiern, die die russischen Gouvernements Perm, Archangelsk etc. bewohnen, der Verstorbene begraben, so hält es jeder der zahlreichen Gäste beim Leichenschmause für seine Pflicht, in eine zu diesem Zwecke auf den Tisch gestellte Sammelschüssel einen Teil seiner Speise zu legen. Nach der Mahlzeit stellt man nun diese Schüssel in dem Grase eines entlegenen Winkels in dem Gemüesfelde nieder. „Nach drei Tagen sieht man nach, ob in der Schüssel noch etwas nachgeblieben ist. Haben die Raben und Krähen nicht alle Speisen vertilgt — so ist es ein Zeichen des Aergers des Verstorbenen, welcher die vorgesetzten Speisen verschmäht hätte.“ An das Misstrauen der Vögel ob der unbekanntnen Schüssel denkt man nicht. „Bei den wohlhabenden Permiern des Kreises Ssolikamsk werden die Verstorbenen täglich im Laufe einer ganzen Woche bewirtet.“ Da können sich die hungrigen Vögel also nicht beklagen, wenn ihnen nicht menschliche Raben zuvorkommen (Nach Globus, Bd. LXXI, S. 372).

Ist in diesen Fällen, die nur die Repräsentanten eines Heeres ähnlicher sind, nur die Ernährung des Verstorbenen im Auge behalten, diejenige des Vogels übersehen oder nur gestreift, so ist das Gegenteil in folgendem Brauche der Fall. Von den Gräbern der Barabara in Nubien sagt nämlich Said Ruete: „Fast nirgends mangelt ein Ton-

gefäss, welches, von den Hinterbliebenen mit Wasser versorgt, für die dürstenden Vögel bestimmt ist“ (Globus, Bd. LXXVI, S. 338). Kann sich der Vogel, wenn er Lust hat, auch auf den Gräbern der Katholiken in ähnlicher Weise am Weihwasser erquicken, so hat die erwähnte Sitte für die Ornis des wasserarmen Nubiens eben doch mehr Bedeutung als für gemässigte Erdstriche.

Mit dem letztgenannten Brauche sind wir nun in jenes Gebiet gekommen, wo der Mensch aus religiösen Gründen dem Vogel eine Futterquelle absichtlich offen hält. Er wird ihm in seinen urwüchsigen Kulturvorschriften tributär. Noch heute ist es in manchen Gegenden Brauch, dass der Landmann auf dem abgeernteten Felde einen Strauss Aehren zurücklässt. Er weiss nicht mehr warum; er tut es nur, weil es seine Altvorderen auch taten. Aber in manchen Gegenden kann man sich noch erinnern, dass man die Sitte der Vögel wegen übte, in anderen glaubte man es mit einem Opfer an den Herrn der fruchtspendenden Erde zu tun zu haben. Beides ist richtig, nur das letztgenannte Argument das ältere.

Wie man hier den Vögeln zur Zeit des Ernteschlusses eine für sie allerdings wenig nützliche Futterstelle einrichtete, so kann sich die schlesische und mährische Ornis nach Weihnachten bei einer solchen einfinden. Bemerkenswerte Bewegungen in der Vogelwelt hat dieser Umstand in den südöstlichen Grenzländern Böhmens allerdings noch nicht hervorgerufen; wenigstens schreibt keiner der Berichterstatter aus den genannten Gebieten in Viktor v. Tschusis „Ornithologischen Jahresberichten“ davon. Die Sitte ist eben mehr ethnographisch als ornithologisch wichtig. Geübt wird sie bei den Tschechen. Bei diesen werden am Heiligen Abend viele Speisen gekocht, und der Tisch wird reichlich gedeckt, so dass noch viel übrig bleibt. Dies soll die Fülle an Nahrung bedeuten, die man für das nächste Jahr erhofft. Vom 24. bis 26. Dezember wird nicht abgeräumt; die Brocken bleiben und werden am letzten Tage vor das Haus zu den Bäumen getragen, wo sie von den Vögeln gefressen werden. Der Bringer sagt:

„Bäumchen, hier hast du vom Christfest ein Stück,
Gieb es uns wieder und bring' uns Glück.“

(Globus, Bd. LXXVIII, S. 322).

Eine ähnliche gute Mahlzeit, wie hier den Vögeln geboten wird, mögen etwa die Hühner der Huzulen in den Ostkarpathen bekommen. Denn was in Ploska an Speisen während des Absterbens eines Toten zubereitet worden ist, darf von keinem Menschen gegessen werden, sondern muss den Schweinen, Hühnern und Hunden vorgeworfen werden; man sagt, die Milch, das Brot etc. sei gestorben (Globus, Bd. LXIX, S. 91).

Bei den Inneretiern werden bei den Zeremonien, welche dem Bestellen des Feldes vorhergehen, auch zwei Kuchen aufgetragen, von denen der eine „Vogelkuchen“ heisst, wohl in Berücksichtigung des Umstandes, dass er eher von den Vögeln als von den Menschen gefunden wird. Denn er wird irgendwo im weiten Hofe versteckt, und die Familienmitglieder und die Nachbarn müssen ihn suchen, was oft einen ganzen Tag in Anspruch nimmt (Globus, Bd. LXXX, S. 305). Vielleicht liegt in seinem Namen auch eine Erinnerung an ein früher den Vögeln überlassenes Geschenk an die Gottheit.

Diese ersterbenden Volksbräuche reden eben eine rätselhafte Sprache: Ihr Zeremoniell ist ihnen geblieben, die ursprüngliche Bedeutung geschwunden. Neue Ideen brechen sich rastlos Bahn; Anschauungen, die Jahrhunderte beherrschten, wandern in die Rumpelkammer. Zweig für Zweig knickt auch an dem Baume des Aberglaubens, und an den Aesten rüttelt der moderne Menschengest; die morsche Rinde fällt vom ungeheuern Stamme und enthüllt die Bohrgänge, die der Zahn der Kritik frass. Schon vermag das kranke Wurzelwerk der Riesenpflanze kaum mehr Säfte zuzuführen, und wenige Jahrhunderte noch — im Zeitenstrom ein Tropfen nur — und sie ist zur Ruine geworden, aus der noch da und dort ein neues Pflänzlein zur Höhe strebt, sie aber nicht erreicht. Und dann kann auch die Vogelwelt nicht mehr am Opfermahl im Waldesdunkel, beim Grabkreuz und im Hofraum teilnehmen, nicht mehr Schutzgötter, Teufel, Abgeschiedene ihrer Tributmahlzeiten berauben. Ist auch nicht nötig! War ja doch nur ein Aushilfsmittel, das wohl dem Vogel half, doch nicht den Menschen ehrte. Hat dieser seinen Geist nur einmal aus dem Bannkreise herausgerungen, der sein Herz Jahrtausende lang in Fesseln hielt, — dann muss uns für das Vögelchen keine Sorge mehr sein!

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Ornithologische Monatsschrift](#)

Jahr/Year: 1906

Band/Volume: [31](#)

Autor(en)/Author(s): Sprenger Albert

Artikel/Article: [Die Vögel am Futtertische des Aberglaubens. 7-13](#)